

Die Frauen mit dem roten Schal

Die „Stadtteilmütter“ von Neukölln locken Einwanderer-Familien aus der Isolation – ein Projekt, das bundesweit Nachahmer findet

Von Ulrike Schnellbach

„Dieses Projekt war für uns eine Tür in die Zukunft“, sagt Djamil Boumekik und strahlt aus ihren dunkelbraunen Knopfaugen. Sie trägt ein schwarzes Kopftuch, darunter lugt auf der Stirn ein rotes Band hervor. Roter Blazer, schwarze Hose, roter Schal. Um einen großen Tisch sitzt ein Dutzend weiterer Frauen in rot-schwarz, manche mit Kopftuch und Mantel, andere mit blondiertem Kurzhaarschnitt und ärmelloser Bluse. Sie kommen aus der Türkei, Palästina, Algerien oder dem Libanon. Sie haben Kinder, und sie waren bis vor kurzem arbeitslos.

Teamsitzung der „Stadtteilmütter“ im Schillerkiez, einem Quartier in Neukölln, wo jeder vierte Bewohner arbeitslos ist, der Ausländeranteil bei 30 Prozent liegt und die sozialen Probleme sich türmen. Die Frauen in rot-schwarz wollen daran etwas verändern und setzen ganz unten an, bei den Einwandererfamilien mit kleinen Kindern. „Weil wir in diesem Land leben und hier auch partizipieren wollen“, sagt Djamil Boumekik.

Die Idee stammt ursprünglich aus Rotterdam und ist bezwingend einfach: Migranten lassen sich am besten erreichen, wenn sie von Ihresgleichen angesprochen werden. So begann das Diakonische Werk Neukölln vor drei Jahren mit Mitteln aus dem Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ und der Agentur für Arbeit, „Stadtteilmütter“ auszubilden. In Kursen werden ausgewählte Migrantinnen – die selbst Mütter sein müssen – in den Fragen geschult, die Familien mit kleinen Kindern im Alltag bewegen: Erziehung, Kita- und Schulsystem, zweisprachige Entwicklung, Gesundheit, Suchtvorbeugung, Mediennutzung, Mietrecht. Das durch mehrere Preise ausgezeichnete Projekt hat mittlerweile Nachahmer in ganz Deutschland und sogar in Dänemark gefunden.

„Meistens stoße ich auf offene Ohren“

Djamil Boumekik ist wie geschaffen für die Aufgaben einer „Stadtteilmutter“: Die 46-jährige gebürtige Algerierin lebt seit 20 Jahren in Deutschland und hat mittlerweile die deutsche Staatsangehörigkeit. Sie spricht fließend Deutsch und neben Arabisch auch Englisch und Französisch. Sie hat drei Kinder großgezogen und sich immer in der Schule und in Elterninitiativen engagiert. Doch ihre Berufsausbildung als Sekretärin wurde in Deutschland nicht anerkannt, und wegen ihres Kopftuchs spürte sie immer wieder Ablehnung. Seit sie eine „Stadtteilmutter“ ist, werden ihre Fähigkeiten anerkannt. Sie verdient Geld und, wichtiger noch, kann anderen etwas von ihren Erfahrungen weitergeben.

Die Schulung zur „Stadtteilmutter“ dauert sechs Monate, immer halbtags, am Ende bekommen die Teilnehmerinnen ein Zertifikat und eine bunte Tasche vollgestopft mit Informationsbroschüren. Damit und mit ihren roten Schals als Erkennungszeichen ziehen sie durchs Kiez und sprechen ausländische Mütter an. Sie bieten ihnen an, sie bis zu zehn Mal zu besuchen und in etwa zweistündigen Gesprächen ihre frisch erworbenen Kenntnisse zu vermitteln.

„Wo immer ich bin“, erzählt Ayse Özkan, eine Türkin mit flottem Kurzhaarschnitt, „erzähle ich was ich mache. Und meistens stoße ich auf offene Ohren.“ Die Aqise der Familien läuft auch durch Handzettel, die die „Stadtteilmütter“ beim Bäcker, in der Kita oder beim Kinderarzt auslegen, und durch Mund-zu-Mund-Propaganda. Mehr als 1500 Familien wurden in Neukölln zwischen 2006 und 2008 auf diese Weise erreicht.

Die Stadtteilmütter kommen als Ihresgleichen zu den Migrantinnen

Zwei Vorteile haben die „Stadtteilmütter“ gegenüber herkömmlichen Beratungsangeboten: Sie können mit den Familien in ihrer Muttersprache sprechen, was den Zugang erleichtert und die Verständigung besonders bei heiklen Themen wie Sexualaufklärung vereinfacht. Und: Sie kommen als Ihresgleichen: „Wir sind Vorbilder, keine Beraterinnen“, sagt Djamila Boumekik. Die Devise lautet Hilfe zur Selbsthilfe: „Die Familien sollen lernen, auf eigenen Füßen zu stehen.“

Ein Erfolg ist an einer eindrucksvollen Zahl ablesbar: Vor Projektbeginn schickten nach Angaben der Projektleitung nur die Hälfte der Einwandererfamilien im Schillerkiez ihre Kinder in eine Kita, heute seien es fast 90 Prozent. Die Frauen in der Teamsitzung berichten von anderen, kleinen Erfolgen: Von der Analphabetin, die durch die Gespräche motiviert wurde, einen Sprachkurs zu besuchen. Oder von der Mutter, die ihren Kindern immer süßen Eistee zu trinken gab. Darauf angesprochen stellte sich heraus, dass ihr gar nicht klar war, dass Leitungswasser viel gesünder ist. „Beim nächsten Besuch tranken die Kinder Wasser.“ Ein kleiner Beitrag zur Gesundheit.

Bei manchen fruchtet auch der Hinweis, dass die Kinder durch dauerndes Fernsehen nicht etwa Deutsch lernen, sondern abstumpfen. Die „Stadtteilmütter“ bringen den Eltern bei, wie sie sich mit ihren Kindern beschäftigen können. Manchmal laden sie sie zum gemeinsamen Spielen und Basteln ins Elternzentrum ein oder treffen sich mit ihnen auf dem Spielplatz.

Allerdings rennen die „Stadtteilmütter“ nicht immer offene Türen ein. Manche Familien reagierten misstrauisch, erzählen sie: „Wenn sie denken, wir kommen vom Jugendamt, haben sie Angst.“ Auch wenn eine Frau zunächst aufgeschlossen sei, könne es sein, dass ihr Mann abblockt, berichtet Maria Macher, die Projektleiterin der Diakonie. Väter erreichen die „Stadtteilmütter“ generell schlechter als Mütter, auch wenn sie die gemeinsame Erziehungsverantwortung betonen und auch gezielt zu Väterprojekten einladen. In vielen Kulturen werde Erziehung noch traditionell als Frauensache gesehen, so das Ergebnis einer externen Projekt-Auswertung.

„Auch wir erreichen nicht alle Familien“

Maria Macher macht sich nichts vor, was die Grenzen des Angebots angeht: „Die Familien, die etwas zu verbergen haben, die erreichen auch wir nicht.“ Ein weiteres Problem liegt auf der deutschen Seite: Gelingt es den „Stadtteilmüttern“, ihre Klienten ein Stück aus ihrer Welt herauszulocken, seien oft keine Deutschen da, um sie in Empfang zu nehmen. Macher wirbt deshalb dafür, dass möglichst viele Deutsche an gemeinsamen Aktivitäten im Elternzentrum teilnehmen.

Am eindeutigsten zeigt sich der Erfolg des Projekts bei den „Stadtteilmüttern“ selbst: „Was wir gelernt haben, kommt als erstes unseren eigenen Kindern zugute“, sagt Djamila Boumekik. Als berufstätige Mutter fühlt sie sich als Vorbild für ihre Kinder. Sie sehen, dass die Mutter zum Familieneinkommen beiträgt – wenn auch nur ein bescheidenes Honorar von pauschal 180 Euro, das sie bekommt, wenn sie eine Familie zehn Mal besucht hat und außerdem an den wöchentlichen Teamsitzungen teilnimmt.

Die „Stadtteilmütter“ erzählen, dass sich ihr eigener Erziehungsstil geändert habe, dass sie zum Beispiel gelernt haben, konsequent Grenzen zu setzen. Eine Palästinenserin sagt: „Nachdem ich zwei Kinder großgezogen habe, dachte ich, ich wüsste alles über Erziehung. Durch die Schulungen habe ich gemerkt, dass das gar nicht stimmte.“ Eine Kollegin, Flüchtling aus dem Libanon, konnte durch das neu erworbene Wissen sogar ihren Aufenthaltsstatus sichern. Außerdem hat sie durch das Projekt erst richtig Deutsch gelernt. „Meine Kinder und Enkel sind sehr stolz auf mich“, sagt sie.

© Ulrike Schnellbach – Abdruck nur nach Rücksprache mit der Autorin